

## Das Papsttum im Verhör

Das ist der Eindruck, den der erste Band von Caspars monumentaler Papstgeschichte<sup>1</sup> beim besinnlichen Leser weckt: ein fraglos überragender, mit allen Finessen seines Amtes, mit allen kleinsten Einzelheiten der Akten grundvertrauter Untersuchungsrichter verhört seinen hochgestellten Klienten, wohlwollend, aber unerbittlich, achtungsvoll, aber zugleich mit jenem zur zweiten Natur gewordenen kritischen Mißtrauen, das dem Verhörten gerade so viel, aber auch um kein Jota mehr zu glauben geneigt ist, als dieser sich mit absolut zwingenden Beweisen zu decken vermag.

Daß hier das Papsttum als Idee, als Anspruch der Autorität, der große Verhörte ist, darüber kann die meisterhaft gehandhabte, gemessen höfliche Form der Untersuchung keinen Augenblick hinwegtäuschen. Es ergibt sich von selbst aus der Leitthese des Verfassers, die, im Kern bereits seit seiner philologisch-historischen Untersuchung „Primatus Petri“ (Weimar 1927) feststehend, nun unverändert und nur gewaltig ausgreifend dem Riesenprozeß dieser Papstgeschichte zu Grunde gelegt ist: der Primatanspruch des römischen Bischofs begründet sich in keiner Weise biblisch — da die biblische „Begründung“ vom Papsttum erst gegen Mitte des 3. Jahrhunderts unter Beweis gestellt werden kann —, sondern allein faktisch, nämlich durch das Übergewicht Roms als Hauptstadt des Imperiums und in der Folge durch die geschickte Regie der Träger bischöflicher Gewalt in Rom. Mit andern Worten, der Primat des römischen Bischofs ist vor dem Forum der Geschichte nichts als das Ergebnis einer naturgewiesenen Entwicklung der Verhältnisse, der Primatglaube als Glaube aber „sozusagen nur ein Postulat der praktischen Vernunft des Theologen“ (578), vor dem die reine Wissenschaft achselzuckend verstummt.

Diese These einmal vorausgesetzt —

<sup>1</sup> Erich Caspar, Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft. 1. Band: Römische Kirche und Imperium Romanum. (XV u. 633 S.) Tübingen 1930, Mohr. M 32.—, geb. M 36.—

und sie stand dem Verfasser auf Grund seiner früheren Arbeiten fest, noch ehe eine Seite des großen Werkes geschrieben wurde —, läßt sich der Gang des Verhörs und sein Ergebnis in den Hauptzügen fast mathematisch vorausberechnen. Alle die spärlichen Trümmer der Überlieferung kirchlicher Urzeit, die Caspar selbstredend lückenlos anführt (Clemensbrief, Bischofslisten, Ignatiusbrief usw.), beweisen nichts als den tatsächlichen Vorrang der römischen Gemeinde, die „als Gemeinde der Welthauptstadt unwillkürlich die Blicke aller christlichen Gemeinden im Reiche auf sich zog und die Fäden ihrer Liebestätigkeit, Fürsorge und autoritär regelnden Aufsicht überallhin spannte“ (18). Dann auf einmal, in der Zeit der Einheitswirren, gibt Cyprian, angeregt durch Tertullian, mit seiner Heranziehung von Matth. 16, 18 seinem Gegenspieler in Rom, Papst Stephan, gleichsam nichtsahnend und unbeabsichtigt den Tip, den sich dieser mit „genialem Griff“ zur biblischen Fundierung des faktisch bisher behaupteten Vorrangs zunutze macht. Und von da an beginnt so recht der Aufstieg des Papsttums als religiöser Vormacht, ein Aufstieg, der sich beim Blick hinter die Kulissen als einen einzigen Triumph politischer Klugheit, Zähigkeit, des Machtwillens und nicht selten der Intrige und Skrupellosigkeit der römischen Hierarchen darstellt — wie es der mächtige Band für die Zeit bis zum Tod des großen Leo geist- und temperamentvoll beschreibt.

Dann aber, wenn man diese Summe der Menschlichkeiten betrachtet hat, wenn man den Gang des Verhörs verfolgt und immer wieder erwogen hat, dann steht eine Frage auf und stellt sich über jedes Kapitel dieses Papstbuches, hartnäckig und bohrend — die Frage nämlich: Wieso? Warum? Wie paßt das alles mit dem Grundansatz zusammen?

Woher kommt z. B. wie ein Deus ex machina die „autoritär regelnde Aufsicht“ in das Bild, das sich „die Christengemeinden“ der Welt von der römischen Kirche machten? Also die urapostolischen Kathedralsitze, die über ihre Würden und Rechte von Anfang an mit einem Eifer wachten, der zu Eifersucht nie weit hatte, die Urgemeinden von Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Korinth usw. sollten plötzlich — wann? —



gutmütig oder fasziniert genug gewesen sein, dem an Alter jüngeren, an heiliger Tradition weit ärmeren Sitz im Tiber-Babylon autoritären Vorrang einzuräumen, sozusagen nur um der schönen Augen willen, mit denen „Königin Rom“, als Welthauptstadt die große Hure der Welt, dem Urchristen sicher am allerwenigsten imponierte! Weiter: „Zur Aufzeichnung der Namen apostolischer Sukzession ist es anderswo nicht so früh gekommen“ wie in Rom (15). Warum? „Weil ein literarisches oder historisches Interesse an der Überlieferung einer vollständigen Liste der Namen jener frühen Zeit fernlag.“ Aber warum in Rom die Ausnahme? Weil sich dort „der Kampf gegen die Ketzer konzentrierte“ (14). Aber warum konzentrierte er sich gerade in Rom? Wie kommen z. B. die Montanisten auf die verzweifelte Idee — man kann die Sache bei Caspar wenigstens in einer Anmerkung finden —, sich um das Votum des römischen Bischofs zu bemühen? War denn den Ketzern, noch dazu damals, noch dazu in Kleinasien, schon der Byzantinismus so tief in die Glieder gefahren, daß sie einen Pontifex umschmeichelten, von dem sie doch heimlich wußten, daß es mit seinem Votum nichts war? Und wenn es hart auf hart ging — im Passahstreit, im Bußstreit, im Ketzertaufstreit —, warum werfen die in Polemik mit Rom verflochtenen, literarisch usw. oft so überlegenen Führer der Opposition dem dortigen Bischof nicht endlich den Fehdehandschuh offen vor die Füße, wie sie es ohne Bedenken andern gegenüber taten? Nur um der drohenden Augenbrauen eines Mannes willen, der die autoritäre Kraft seiner Edikte mit keinem andern Siegel ausweisen konnte, als daß sie aus Neubabel stammten? Alles das ist nicht mehr menschlich, es ist übermenschlich gehandelt. Das heißt, es ist übermenschlich, das glauben zu sollen; das glaubt kein Mensch. Der Anspruch, sich in fremde Kirchen einmischen zu dürfen, wie es vonseiten Roms mit der größten Selbstverständlichkeit vom ersten Clemensbrief an immer wieder geschieht, ist rein menschlich gesehen so ungeheuerlich — damals wie heute —, daß das Ansehen der Stadt als Stadt auch in seiner höchsten Potenzierung den Erfolg nicht erklärt, wenn nicht etwas anderes dahinter stand. Ohne dieses „andere“,

mit dem fadenscheinigen „faktischen“ Ausweis allein, wird die Geschichte hier zum Mysterium. Denn Mensch bleibt Mensch.

Und so geht es weiter. Wenn Rom so beharrlich seine feindselige Einstellung gegen theologische Spekulation offenbarte (80, 418 f. usw.) und trotzdem die Anerkennung seines Glaubensspruchs immer wieder forderte und immer wieder erhielt —: waren denn alle diese subtilen Theologen zugleich so einfältig, daß sie nie auf den Gedanken kamen, die Berechtigung eines solchen Spruchs einmal genauer zu prüfen? Und wenn die großen Glaubenskämpfe des kirchlichen Altertums schließlich alle nur Folie waren, nur Kulisse, die Praktiken römischen Machthungers zu decken —: hat nicht jede Überspannung des Machtprinzips meist schon in kürzester Frist unfehlbar zur Zerstörung der Macht geführt? Und ausgerechnet diese Macht ist heute lebendig wie je zuvor!

Kurz, das Postulat, auf dem diese Papstgeschichte aufbaut (denn daß auch sie auf einem solchen aufbaut, steht trotz der Versicherungen des Vorworts objektiv außer Frage), verlangt ebenfalls Annahmehbereitschaft und guten Glauben vonseiten des Lesers, ja sogar noch mehr als das „Postulat“, richtiger: die schlichte Lösung, auf die alle diese Unstimmigkeiten konvergierend hinweisen: daß ein anderer, höherer Auftrag hinter dem römischen Anspruch steht, sagen wir, um in der „reinen Geschichte“ zu bleiben, ein unbekanntes X, aber jedenfalls ein X, das unendlich mehr zu leisten vermochte als etwa die bloße Stellung Roms im Orbis Romanus oder menschliche Geschicklichkeit in der menschlichen Gemeinschaft.

Anton Koch S.J.

### Psychologisches zum Problem der Wünschelrute

Im März 1932 hat in dieser Zeitschrift A. Steichen S.J. in einer sehr klaren Übersicht das Problem der Wünschelrute in vier Einzelprobleme aufgespalten. Das dritte von diesen vierten nennt er „ein Problem der Psychologie“. Der Rutengänger kann sich auf bestimmte Substanzen einstellen: sucht er Wasser, so reagiert die Rute oder richtiger sein Organismus nur auf die Reize,